Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 62 (1982)
Heft: 2

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kommentare

ERINNERUNGEN AN DAS BALTIKUM

Die drei baltischen Republiken, die 1945 «auf eigenen Wunsch» in die Sowjetunion aufgenommen wurden, umfassen etwa zwei Prozent der Bevölkerung dieser als Imperium mit einer führenden Sprache, der russischen, organisierten Föderation. Litauen hat mehr Einwohner (2 851 000) als Lettland und Estland zusammen und hat eine eigene, mit Polen eng verknüpfte Geschichte der Unabhängigkeit. Doch sind die drei baltischen Republiken kulturell und religiös ihrer Eigenart stark bewusst. Jedes «Tauwetter», jede Entwicklung im benachbarten Europa – die Charta des nahen Helsinki, der Papstbesuch in Polen usw. – zeigt Auswirkungen. Ein schwedischer Korrespondent wurde vor wenigen Wochen ausgewiesen, weil er über religiöse und politische Protststimmung in Litauen zu genau berichtet hatte.

Die Literatur der drei Völker hat auch unter schwierigsten Umständen immer wieder bedeutende Werke hervorgebracht. Hier sei auf das exemplarische Buch von Rolf Ekmanis «Latvian Literature under the Soviets 1940–1975» (Nordland Publishing Company, Belmont Nass. 1978) hingewiesen. In René Beermanns Bericht über neue estnische Literatur (Osteuropa, Mai 1977) wird eine Erzählung von Arvo Valton «Die Schlinge» resümiert. Ihr Inhalt: Ein Mann gerät in eine Schlinge; alle Anstrengungen, herauszukommen, verschlimmern die Lage. Die Schlinge zieht sich um so enger um den Körper.

Um 1950 erschien die kommunistische Welt von Osteuropa bis China als ein Riesenmonolith. Heute erkennen wir hingegen immer deutlicher, dass das Bewusstsein eigener Traditionen und Lebensformen auch bei Völkern innerhalb der Sowjetunion stark bleibt. Die hier folgenden Reminiszenzen eines mit dem Baltikum verbundenen Schweizers sind im Zeichen der Polenkrise und der Folgen von «Helsinki» von aktuellem Interesse. *f. b.*

«Es ist gut, in einem kleinen Land geboren zu werden, wo die Natur menschlich ist, auf das Mass des Menschen zugeschnitten, wo im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Sprachen und verschiedene Religionen zusammengelebt haben. Ich denke an Litauen, das Land der Mythen und der Poesie. Und wenn sich meine Familie schon seit dem 16. Jahrhundert der polnischen Sprache bediente (. . .), so dass ich ein polnischer und nicht ein litauischer Dichter bin, haben mich die Landschaften und vielleicht die Geister Litauens nie verlassen.»

Dies sind Worte aus der Rede, die der polnische Dichter Czesław Miłosz am 10. Dezember 1980 bei der Verleihung des Nobelpreises für Literatur gehalten hat. Miłosz, 1911 auf einem litauischen Gut geboren, verlebte seine Jugend- und Studienzeit in Wilna, der Hauptstadt der heutigen Sowjetrepublik Litauen. Er nennt es einen Segen, dass ihm vom Schicksal eine Schul- und Universitätsstadt wie Wilna bestimmt worden sei, eine wun-

derliche Stadt der barocken und italienischen, in die Wälder des Nordens versetzten Architektur und der aus jedem Stein sprechenden Geschichte, eine Stadt mit vierzig katholischen Kirchen, aber auch zahlreichen Synagogen; zu jener Zeit nannten sie die Juden das Jerusalem des Nordens.

Miłosz spricht vom dämonischen Walten der Geschichte, der alle Züge eines blutdürstigen Götzen eigen seien. Zur Zeit grossen Umbruchs in bedrohtem Gebiet aufgewachsen, lernte er die lebenserhaltenden traditionellen Bindungen schon früh schätzen. Ein Grundthema wurde ihm das unheimliche Wirken der Gewalt und gross seine Achtung vor allem, was die Menschen vor der Kapitulation vor dieser Gewalt bewahrt. Die Rede des im Exil lebenden Dichters stand im Zeichen der Suche nach Wahrheit, Wirklichkeit.

Wer den Hitler-Stalin-Pakt und die Hinterlassenschaft der beiden Diktatoren kennt, weiss, wie recht Miłosz hat, wenn er sagt:

«Leider büssen sie (in der Rede erwähnte Daten) ihre Bedeutung ein im Vergleich mit einem anderen Datum, das alljährlich als Trauertag begangen werden sollte, während die jungen Generationen doch kaum mehr davon reden hören. Es ist der Tag des 23. August 1939. Damals schlossen zwei Diktatoren ein Übereinkommen ab mit einer Geheimklausel über die Teilung ihrer Nachbarstaaten, die eigene Hauptstädte, Regierungen und Parlamente hatten. Das bedeutete nicht nur die Entfesselung eines entsetzlichen Krieges; überdies wurde das Kolonialprinzip wieder eingeführt, demzufolge Nationen nicht mehr als Viehherden sind, gekauft oder verkauft werden nach dem Gutdünken ihres jeweiligen Besitzers. Ihre Grenzen, ihr Selbstbestimmungsrecht, ihre Pässe hörten zu existieren auf.»

Vielfach «Befreite»

Weder Terrorakte noch Protestmärsche machen bei uns auf das Schicksal der Esten, Letten und Litauer aufmerksam, die, eingekeilt zwischen zwei totalitären Grossmächten, innerhalb von vier Jahren durch den Einmarsch fremder Truppen dreimal einen Herrschaftswechsel erlebten. Jedesmal wurden sie angeblich befreit: 1940 durch den Einmarsch der Sowjets vom «Kapitalismus», 1941 durch das Vordringen der Nazis vom Kommunismus, 1944 wieder durch die Sowjets jetzt vom Nationalsozialismus, und dann war und blieb ihre «Freiheit» so beschaffen, dass letztlich alles von Moskau bestimmt wird. Nichts hätten die Bauern der 1918 selbständig gewordenen Länder mehr gewünscht, als in Frieden und Freiheit ihre Äcker zu bestellen.

Es ist schwer abzuschätzen, wieviele Existenzen der von Hitler und Stalin ausgelöste Zweite Weltkrieg nur im baltischen Raum gekostet hat. Die drei Länder, jedes etwas grösser als die Schweiz, haben zusammen über sieben Millionen Einwohner. Über eine Million Litauer, Letten und Esten leben verstreut in Europa, in Nord- und Südamerika und in Australien. 500 000 bis 700 000 wurden nach Russland, hauptsächlich Sibirien, deportiert. Viele wurden hingerichtet, kamen im Kampf oder auf der Flucht um. Ein eigenes Kapitel sind die Deutschbalten, die einst kulturtragende Oberschicht in Kur- und

Livland (Lettland) und in Estland. Mit der von Hitler im Oktober 1939 eingeleiteten Aus- oder Umsiedlung der zuletzt noch über 80 000 Deutschbalten wurde der Schlussstrich unter 700 Jahre deutschbaltische Geschichte gezogen.

Es ist eine zu einer Art Staatsdogma erhobene Lüge, dass sich die baltischen Staaten im Sommer 1940 freiwillig der Sowjetunion angeschlossen haben. Dieses Sowjetdogma im Vaterland der Werktätigen in Frage zu stellen, gilt als Verleumdung der Sowjetunion. Delegationen der drei Völker, die das Gesuch um Aufnahme in die Sowjetunion stellten, wurden im Kreml feierlich empfangen. Die vorausgegangenen Ereignisse samt Wahlfarce hatten allerdings gezeigt, was die Sowjets unter Volk verstehen.

Zurück ins Jahr 1939. Den geheimen Teilungsplan vom 23. August bekamen die Balten schon Ende September zu spüren: Im Intervall von ein paar Tagen wurde den drei Ländern von der UdSSR ein gegenseitiger Beistandspakt «angeboten». Sowjetische Stützpunkte hiess eine der russischen Forderungen des Vertrages, der mit feierlichen Garantien verzuckert war. An entsprechenden Dokumenten ist kein Mangel; die Archive des Westens stehen offen. Im Beistandspakt UdSSR–Estland z. B. steht:

«... in der Absicht, die durch den Friedensvertrag vom 2. September 1920 begründeten freundschaftlichen Beziehungen zu entwickeln, die sich auf die Anerkennung der staatlichen Unabhängigkeit und auf die Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten des andern Teils gründen ...»

Als Molotow dies unterschrieb, war Estland bereits an die Sowjetunion verkauft.

Eingliederung

Der für die Sowjets ruhmlose Winterkrieg gegen Finnland (das den Pakt abgelehnt hatte) schob die Einverleibung der baltischen Staaten etwas hinaus. Um das Gesicht zu wahren, inszenierte oder erfand die kommunistische Grossmacht eine Reihe von Zwischenfällen. Für das Pro-forma-Ultimatum und den fast gleichzeitigen Einmarsch wählte der Kreml die denkbar günstigste Zeit: Mitte Juni 1940, als alle Welt wie gebannt nach Paris blickte, mit dessen Besetzung Hitler seinen Blitzkrieg im Westen krönte. Der in aller Stille vorgenommenen Besetzung der baltischen Länder durch die Rote Armee folgten, nach einer ersten Welle von Hinrichtungen, auf Grund einer Einheitsliste Wahlen zu einem sogenannten Volksparlament.

In der Sowjet-Enzyklopädie, die das Geheimabkommen vom August 1939 mit keiner Silbe erwähnt, steht über die Scheinwahlen im Juli 1940:

«Die erstmals auf dem Wege des diskreten, geheimen und gleichen Wahlrechts gewählten Seyme (Parlamente) Litauens und Lettlands wie auch die auf gleiche Weise gebildete Staatsduma Estlands beschlossen auf Verlangen ihrer Völker (...) den Antrag um ihre Aufnahme in die Sowjetunion.»

Auf Verlangen von Völkern, die ihres freien Willens beraubt waren. Wie die «Wahlen» angesichts von Sowjetpanzer fanden die Versammlungen der «Volksparlamente» in

Gegenwart von Geheimdienstleuten und Rotarmisten statt. Nach offizieller Sowjetdarstellung war das Wahlrecht erstmals diskret, geheim und gleich. *Erstmals:* in den souveränen Staaten (1920 bis 1940) hatte es, nach Schweizer Modell, freie Wahlen gegeben. Einzig die kommunistische Partei war verboten, eine geringe Zahl von Kommunisten befanden sich im Untergrund oder in der Sowjetunion, wo ein Teil der Säuberung zum Opfer fiel. *Diskret:* so «diskret», dass jeder, der nicht «wählte», auf Grund des fehlenden Wahlvermerks im Pass ermittelt werden konnte. *Geheim:* niemand ausser den Apparatschicks durfte wissen, wer die Wahlliste zustammengestellt und das Wahlergebnis von fast 100 Prozent im voraus bestimmt hatte. Auch *gleich* war das Wahlrecht, «gleicher» als bei uns, denn alle Wähler mussten der gleichen Liste und den gleichen Namen zustimmen. Grosse Worte sollen verschleiern, dass die Wahlen ein glatter Volksbetrug waren.

Nicht ohne Grund schweigen die Sowjets ihren Vertrag mit Hitler tot, wie alles, was nicht in ihr Konzept passt. Die «Prawda» vom 24. August 1939 jedoch hatte vom Pakt noch geschrieben:

«Der zwischen der Sowjetunion und Deutschland abgeschlossene Nichtangriffspakt (...) ist ein Dokument von grösster Wichtigkeit. Er veranschaulicht die folgerichtige Friedenspolitik der Sowjetunion.»

Folgerichtige Friedenspolitik! Was für die baltischen Völker seit 1940 nur noch ein Wunschtraum ist, ist für die Sowjetunion seit ihrem Bestehen ein Alptraum: Freie Wahlen – Freiheit überhaupt.

Augenschein

Durch einen Grossonkel, der schon zur Zarenzeit als junger Käser nach Russland ausgewandert war und den ich in den dreissiger Jahren in Nordlettland mehrmals besuchte, lernte ich Land und Leute des Baltikums kennen und lieben. 1930 zwar machte ich, von Königsberg aus, heute Kaliningrad, bloss einen Abstecher nach Eydtkuhnen an der deutsch-litauischen Grenze. Blauer Himmel, Sonntagsstille. Verlassen wie der Bahnhof hinter mir waren Strasse und Brücke über das Grenzflüsschen. Ich wollte im litauischen Grenzort Kybartai nur etwas fremde Luft schnuppern, wurde aber jenseits vom Beamten in prunkvoller Uniform mit unverständlichem Wort und deutlicher Geste zurückgewiesen. Warum, blieb mir ein Rätsel. Wieder auf deutschem Boden, wo mein Pass mit munterem «Urischwyzunterwalden» quittiert worden war, folgte ich dem kleinen Fluss, der müde zwischen Büschen durch stilles Land lief. Als ich nach kurzer Zeit das Bajonett einer Grenzpatrouille von drüben durchs Gesträuch blitzen sah, spähte ich nicht weiter nach einer günstigen Stelle zum Hinüberspringen. Bald nahte helles Stimmengewirr. In einer Weitung des Gewässers tollten sich badende Kinder! Wie gebannt blieb ich stehen und lauschte einer Sprache, deren eigenartige Klangfülle vom Geheimnis der Fremde verzaubert schien. Hier und drüben Büsche, Wiesen und Felder derselben Ebene. Vom verbotenen Dorf war nur die Spitze eines Kirchturms zu sehen. Einzig die Wortlaute ausgelassener

Kinder verrieten, dass ich an einer Grenze stand.

Zehn Jahre später, am 15. Juni 1940 spätabends, watete Litauens letzter Staatspräsident Smetona, 66-jährig, durch das Flüsschen bei Kybartai. Von Ost nach West. Schon reichte der Arm der an diesem schwarzen Samstag in Litauen einmarschierten Sowjets bis zum Grenzposten, bei dem ich hatte umkehren müssen. Smetona, der die Werke Platos ins Litauische übersetzt hatte, war mit dem Entschluss, das russische Ultimatum abzulehnen, im Ministerrat nicht durchgedrungen. Ausgerechnet der Kriegsminister war zur Begrüssung der Roten Armee an die Grenze geeilt. Im Herbst desselben Jahres war Smetona dann, vor seiner Weiterreise in die USA, Gast in Bern beim litauischen Diplomaten Dr. Gerutis, der noch heute in der Bundesstadt, vor allem publizistisch, für die Befreiung der baltischen Völker tätig ist.

Welch ein Erlebnis war, schon rein sprachlich, eine Reise ins Baltikum! Litauisch ist neben dem abgeschliffeneren Lettisch die älteste noch in Urformen gesprochene indoeuropäische Sprache. Mit ihrem melodischen Klang unterscheidet sie sich deutlich vom Russischen. Auffallend ist ihre Verwandtschaft mit dem Sanskrit, dem Altgriechischen und dem Latein. Gross ist der Schatz des Volkes an Liedern, Mythen und Sprichwörtern. Ein Beispiel: «Dievas dave dantis, Dievas duos ir duonos.» (Gott gab Zähne, Gott wird auch Brot geben.) Die weiter nördlich lebenden Esten sind streng ethnisch keine Balten; sie sprechen eine finnisch-ugrische Sprache. 14 Fälle, viele Wörter mit ä und ö. Wie aber steht es mit der Gefahr, einmal könnte Russisch die Sprachen der Balten zum Verstummen bringen? Davon später.

Herr und Knecht

In der Käserei des einstigen Gutshofes unweit der nordlettischen Kleinstadt Rujen verbrachte ich herrliche Sommertage. Der adlige Gutsherr, ein Deutschbalte, war nach dem Ersten Weltkrieg enteignet worden und ausgewandert. Im Herrenhaus inmitten des verwilderten Parks wohnten jetzt Schüler des Gymnasiums von Rujen. Durch die Aufteilung der riesigen Landgüter waren zahlreiche Jungwirtschaften entstanden. Vom Schwerefeld der benachbarten Sowjetunion war nichts zu spüren. Doch fiel die Nachwirkung feudalistischer Vergangenheit ins Auge: ein alter Mann, der uns mit einer Verbeugung grüsste, der junge Agronom Ozols, der mich fragte, ob ich «deutscher Untertan» sei. Jahrhunderte «Herr und Knecht» lassen sich nicht einfach auslöschen. Hier wie überall in den drei Ländern war es eine Freude zu sehen, wie stolz und zukunftsgläubig die Menschen ihren Staat aufbauten. Ohne Entwicklungshilfe. Die Esten schienen mir aufgeschlossener als die beweglichen Letten und die eher verschlossenen Litauer. Viel Gemütlichkeit, geselliges Zusammensein, reiche Bewirtung auch unter dem einfachsten Dach. Alles viel ungezwungener als in der geordneten, engen Schweiz. Ich begann zu verstehen, warum mein Grossonkel so sehr an diesem Lande hing. Hätten wir – damals – gewusst, wie bald er und die Seinen das

dämonische Walten der Geschichte am eigenen Leib erfahren sollten!

Die durch die Februar-Revolution 1917 geschürte Hoffnung einer Befreiung der nichtrussischen Völker des Zarenreiches ging im Baltikum nicht ohne blutige Kämpfe in Erfüllung. Es ist verständlich, dass die unabhängig gewordenen Völker (einzig Litauen blickte auf Eigenstaatlichkeit zurück) ohne demokratische Tradition mit der Zeit in gewisse innere Schwierigkeiten gerieten: Litauen wurde 1926 unter Smetona, Lettland wie Estland 1934 unter Ulmanis und Päts autoritäre Demokratien. Auch ein Vorwand der Sowjetmacht, einzumarschieren. Was darüber in der Sowjet-Enzyklopädie steht, ist kaum zu übertreffende Geschichtsfälschung:

«Die damaligen, am Gängelband der deutschen Faschisten befindlichen Staaten hatten sich jedoch durch einen militärischen Geheimpakt gegen die UdSSR miteinander verbündet (...). Die Sowjetregierung musste daher diese Regierungen unter Berufung auf den Beistandspakt ersuchen, sich mit der Stationierung sowjetischer Truppen einverstanden zu erklären.»

Damals, 1940, war die Sowjetunion mit eben diesen deutschen «Faschisten» noch immer verbündet. Mit Geheimpakt!

Grenzzwischenfall

Zwischen der Schweiz und der Sowjetunion bestanden damals keine diplomatischen Beziehungen. Mein Gesuch um ein Visum hatte die Sowjetbotschaft in Berlin abgewiesen. Doch aus dem freien Lettland wollte ich wenigstens einen Blick auf Sowjetboden werfen. Kurz nach 4 Uhr früh entstieg ich als einziger in Ritupe dem Leningrad-Express. Grenzstation, fast ausgestorben, ein paar Männer in Uniform. Nirgends ein Grenzpfahl oder ein Wachtturm. Trostlose Bretterhütten, wie verloren in der weiten Ebene. Drüben im Osten sah ich, gerötet vom Licht der aufgehenden Sonne, ein zerfallenes Bauerngehöft. Ein Dampfungeheuer mit riesigem rotem Stern übernahm den Zug. Die fast leeren, klobigen Wagen wurden, samt Fahrgestell, peinlich durchsucht. Ich war Brennpunkt misstrauischer Blicke. Einer der lettischen Grenzbeamten sprach deutsch. «Die Grenze wollen Sie sehen?» sagte er erstaunt und erklärte freundlich: «Nichts als der Bach da hinten, die Ritupe. Jenseits beginnt die Todeszone, mehrere Kilometer breit. Mit Büschen und Gräben. Das alte Haus dort, längst verlassen. Auf Stalins Befehl.» Noch zeigte mir der Lette am Rande des müde fliessenden Wassers, das zwei Welten trennte, seine Gurkenpflanzung. Dann beim Trunk in der winzigen Stationskneipe überraschte er mich mit seiner Zuversicht: «Angst vor dem grossen Nachbarn? Niemals. Die Rote Armee ohne Führungsspitze. Nach den Säuberungen. Und da ist noch Deutschland. Lettland ist Mitglied des Völkerbunds. Und schliesslich hat uns Russland selber die Unabhängigkeit zugesichert. Für alle Zeit.»

Zwei Jahre später dachte ich bewegt an den lettischen Grenzbeamten und sein ehrenwertes Vertrauen in das Wort einer Grossmacht. Der geflüchtete lettische Minister Berzinsch berichtete:

«Am 15. Juni 1940 um 2 Uhr früh überfiel eine russische Einheit bei Ritupe einen lettischen Grenzwachtposten. Nach einem Scharmützel, das mit dem Tod von zwei lettischen Soldaten, einer Frau und einem Kind endete, wurden die Baracken der Grenzwache ausgeplündert und niedergebrannt. Alle überlebenden Letten, auch Personen der Nachbarhöfe, wurden nach Russland entführt, damit keine Augenzeugen zurückblieben.»

Der «Grenzzwischenfall» war, nach sowjetischer Sprachregelung, eine Provokation seitens der Letten gewesen. Am folgenden Tag, einem Sonntag – in Riga fand eben das grosse Sängerfest statt –, schlug in Lettland wie ein Blitz die Nachricht ein, Molotow habe dem lettischen Gesandten ein Ultimatum überreicht. Tags darauf, am 17. Juni 1940, dröhnten die bolschewistischen Panzer durch Riga, «und tiefer als die Furchen im sonnendurchglühten Asphalt», schreibt Zenta Maurina, «waren die unheilbaren Wunden in den Herzen der wehrlosen Menschen».

Was folgte, war für Ungezählte die Hölle. Wenige Tage vor dem Einmarsch der Deutschen verliessen die Züge der ersten Deportationswelle die drei Länder. 60 000 Balten wurden früh morgens aus den Betten geholt, in Güterwagen gepfercht und nach Sibirien oder in die Eismeergegend verbracht. Die Zugslisten gelangten wegen überstürzten Rückzugs der Sowjets in den Westen. Die von General Iwan Serow unterzeichneten Geheimakten stammen vom 10. Oktober 1939, als im Stützpunktabkommen die Souveränität der baltischen Staaten vertraglich erneut garantiert war. Die dreijährige Besetzung durch die Hitlertruppen, zuerst als Befreier begrüsst, war kaum weniger schlimm. Die Sowjet- und die Nazidiktatur sollten sich in einem Punkt ganz wesentlich unterscheiden: in der Dauer.

*

Mehr als 35 Jahre dauert jetzt der durch den Pakt geschaffene Unrechtszustand in Osteuropa. Die Baltenvölker scheinen dem Sowjetimperium hoffnungslos ausgeliefert. Als eine Enklave westlichen Denkens und Fühlens. Nichts wurde aus ihrer grossen Nachkriegshoffnung: Hilfe seitens der Siegermächte des Westens. Enttäuschung auf Enttäuschung: Jalta, Teilung Europas, Potsdam, Atlantik-Charta, Helsinki mit KSZE. Schöne Worte, untermalt von Entspannungs- und Friedensschalmeien. Dafür schwindelerregende Aufrüstung im Sowjetreich.

Auch im Baltikum verfolgt der Kreml sein weitgestecktes Ziel: völlige Sowjetisierung, Vermischung aller Nationen zu einer einzigen Sowjetnation. Zahlreiche Verlautbarungen zeigen deutlich, wie doppelzüngig die auf dieses Ziel hin ausgerichtete Sowjetpolitik je nach Umstand ist. Propaganda- und Tarnungsparolen, wenn es gilt, naiv gläubige Menschen oder Volksgruppen zu ködern.

Breschnew im Juni 1980 auf dem Plenum des ZK: «Wir werden auch künftig keine Mühe scheuen, die Entspannung (...) aufrechtzuerhalten, das Recht der Völker auf ihre freie und unabhängige Entwicklung zu unterstützen, den Frieden zu erhalten und zu festigen.»

«Kein einziger Marxist kann, ohne mit den Grundsätzen des Marxismus überhaupt zu brechen, bestreiten, dass die Interessen des Sozialismus höher stehen als die Interessen des Selbstbestimmungsrechts der Völker.» (W. I. Lenin, Sämtl. Werke, Bd. XXII, S. 192 ff.)

Die Praxis solcher Worte führen uns schon während eines Menschenalters Europas vergessene baltische Nationen vor Augen. Russische Lieder im Kindergarten, Leninbilder in Omnipräsenz, Umbenennung von Strassen und Plätzen, Verbot nationaler Manifestationen. Vernichtung des freien Bauernstandes durch Schaffung von Kolchosen, Erschiessungen, Massendeportationen. Weit über die Bedürfnisse der Bauernländer hinausgehende Industrialisierung, Hand in Hand mit steter Russifizierung infolge Zuziehung russischer Arbeitskräfte. An die Planungsstellen in Moskau gekettet, befinden sich die unterworfenen Völker nun durch ihr künstliches Rohstoff- und Absatzbedürfnis auch in empfindlicher kolonialer Abhängigkeit.

Helsinki in Sicht

Wie aber steht es heute, 40 Jahre nach dem Verlust ihrer Unabhängigkeit, mit der Identität der Balten? Haben die drei Völker resigniert? Oder genug innere Kraft bewahrt, um durchzuhalten? – Am meisten Eigenständigkeit hat *Litauen* zu behaupten vermocht. Mit 3,5 Millionen Einwohnern ist es für die Sowjets nach wie vor ein harter Brocken. 80 % Litauern stehen heute 11 % Russen gegenüber. Dank hoher Geburtenzusatzrate wurden die grossen Verluste (Flucht, Deportationen, zehnjähriger Partisanenkrieg) fast wettgemacht. Auf dem Lande war es lange Zeit so unsicher, dass sich kaum Russen niederliessen. Trotz Verfolgung und Bespitzelung der Geistlichkeit geht, wie in Polen, eine grosse Kraft von der katholischen Kirche aus. Lettland und Estland sind vorwiegend lutherisch. Seit den sechziger Jahren hat sich der Widerstand der Kirche noch verstärkt. Eine grosse Rolle spielen die Untergrundzeitungen, wovon die «Aušra» (Morgenröte) und die «Chronik der katholischen Kirche Litauens» die bekanntesten sind. 1972 kam es bei der Bestattung des jungen Romas Kalanta, der sich im Zentrum von Kaunas verbrannt hatte, zu blutigen Unruhen, die den Einsatz russischer Fallschirmtruppen erforderlich machten.

In *Lettland* ist die Bevölkerungsstruktur alarmierend. 2,5 Millionen unter dem Damoklesschwert des kalten Völkermordes. Noch 53,7 % Letten (1979) gegenüber rund 40 % Russen. Schon vor der Besetzung lebten hier 11 % Russen. Überaus starke Industrialisierung; russische Arbeitskommandos liessen ganze Siedlungen entstehen. Riga (850 000 Einwohner) ist mehrheitlich russisch. Die Politik des Kremls, das nationale Potential von Nichtrussen abzubauen, fand im zentral gelegenen Lettland relativ gute Voraussetzungen, obschon sich auch hier der Grossteil der Einheimischen bei sehr niedriger Geburtenrate um Wahrung von Sprache und Kultur bemüht. Besonders stark ist der Widerstand der Baptisten.

Estland, die kleinste Republik in der UdSSR mit dem höchsten Lebensstandard, ist durch Lage, Sprache und

die Medien mit Finnland verbunden. Der massive Zuzug russischer Arbeitskräfte als Folge der hektischen Industrialisierung lässt vor allem die Städte anwachsen. Auch Estland, das über gewaltige Ölschiefervorräte verfügt, ist in seiner Substanz bedroht. Der Anteil der Russen ist von 6 % auf 32 % gestiegen. In Tallinn hat sich die Einwohnerzahl (heute gegen eine halbe Million) seit der Unabhängigkeit verdreifacht; die Einheimischen sind hier noch knapp in der Überzahl.

Seit dem neuen Wind aus Polen regt sich vermehrt Unwille im eher duldsamen Volk, das schon seit 4000 Jahren den Boden am Finnischen Meerbusen bebaut. Kleinstaat gegen Supermacht, die ein freies Wort und ein Stück Tuch fürchtet – die von Studenten am Unabhängigkeitstag auf der Spitze der Domruine von Dorpat befestigte blau-schwarz-weisse Flagge. Jugendunruhen in Tallinn: «Russen raus», «Freiheit für Estland». Verhaftung mutiger Einzelkämpfer. Ihr Delikt: anders denken, sich auf Helsinki – das man bei schönem Wetter von Tallinn aus sehen kann – und auf die Sowjetverfassung berufen. Russische Unterrichtsministerin. Dissertationen nur noch in russischer Sprache . . .

Tallinn, Juwel einer Altstadt, ist sowjetisches Aushängeschild. Die einstige Hansestadt mit den gut erhaltenen Türmen, Wällen und Adelshäusern kann von Helsinki aus besucht werden. Aber weiter ins Land hinein reisen, in den Süden, wo einst liebe Verwandte und Bekannte lebten – verboten. Sperrzone, auch die Insel Ösel. Was die Machthaber im Kreml da alles zu verbergen haben?

Ein Exil-Este, der als Zehnjähriger mit den Eltern knapp der Deportation entgangen war, hätte nach 40 Jahren gerne sein Jugendland im verträumten Südostzipfel Estlands wiedergesehen. Aus Amerika glücklich in Tallinn angelangt, sah er hier im Aussenministerium der SSR Estland (eine Attrappe Moskaus) trotz Empfehlungsschreiben seinen Traum in einer Flut schöner Worte untergehen. Ein Erster Sekretär erfüllte die Anweisung, den Antrag abzulehnen – unter Einbehaltung der 50 Rubel Bearbeitungsgebühr.

Nicht besser ergeht es den Esten selber. Ihr Traum: ins Ausland reisen. Bitte, das Recht besteht. Gesuchsgebühr 400 Rubel, nur etwa drei Monatslöhne. Folgt eine Ablehnung, womit zu rechnen ist, gehört das Geld dem Staat. Nach Artikel 72 der Verfassung hat jede Sowjetrepublik das Recht, aus der Union auszutreten. Dieses Recht in Anspruch nehmen zu wollen aber wäre Verleumdung der Sowjetunion.

*

All die Menschen, die ich in den damals freien Ländern kennengelernt hatte, wurden deportiert, sind umgekommen oder geflüchtet. Der Grossonkel wurde mit Frau, einer Deutschbaltin, Tochter und Grosskindern im Spätherbst 1939 nach Polen umgesiedelt, wo der 70jährige ein enteignetes Rittergut mit über 100 Hektaren zur Bewirtschaftung zugeteilt erhielt. Umsiedlung? In Wirklichkeit war es eine getarnte Massenflucht. Denn noch galt der Hitler-Stalin-Pakt. Nach knapp vier Jahren kam der Ansturm der Russen. Und wieder musste der alte Mann alles

hinter sich lassen, diesmal auch das Grab seiner Frau.

«Ebenso leer wie ich vor fast 50 Jahren ausgezogen bin, werde ich, wenn überhaupt, in die Schweiz zurückkehren, mit dem Unterschied, damals jung und kraftstrotzend, jetzt alt und gebrechlich.»

Das schrieb der Grossonkel in einem seiner letzten Briefe aus dem Warthegau. Mittellos stand der einst so stattliche und wohlhabende Mann an Ostern 1945 in Bern vor unserer Haustür. 1949 ist er in Münsingen gestorben.

Rujen, das Landstädtchen mit etwa 4000 Einwohnern, ist im Krieg zur Hälfte niedergebrannt. Scheinbar verloren in verbotener Zone, ist es mir in den letzten Jahren wieder näher gerückt. Durch das überraschende Echo auf eine Schrift, in der ich auf das Schicksal der Balten hinweise. Briefe und Artikel von weit her. Da ist der Deutschbalte Dr. von Noltein, Anwalt in München, in Riga aufgewachsen, der in den dreissiger Jahren seine Sommerferien im Arzthaus seines Onkels in Rujen zu verbringen pflegte; er erinnert sich an meine Verwandten im Heringshof. Die Frau des lettischen Vizekonsuls Delinsch in Melbourne ist in Rujen aufgewachsen. Janis Zanders, ein Freund der Familie Delinsch, schrieb mir aus Schweden; er war bis zur Flucht Grundschullehrer in Rujen. Dann kam ein Brief von seinem einstigen Schüler Viktors Irbe, Redaktor in New York, der in Rujen auch das Gymnasium absolviert und meinen Grossonkel im Heringshof gekannt hatte. «Wir hatten dort die Gärtnerei und Käserei besucht, im Sommer wir hatten Tanzabends.» Irbes Leben spiegelt ein tragisches Stück baltischer Geschichte:

«Wir ahnten nicht, dass nur wenige Jahre später die Hälfte von uns männlichen und einige weibliche Abiturienten fallen oder in alle Welt verstreut würden. Der Klassenerste fiel am dritten Tag an der Front, zwei sind auf russischer, mehrere auf deutscher Seite gefallen. Als die glücklichste Generation Lettlands – weil in Freiheit aufgewachsen – haben wir teuer bezahlt. Stets sagte man uns, dass wir die Freiheit verteidigen würden. Doch waren jüngere wie ältere enttäuscht, dass wir sie ohne einen Schuss verloren hatten. Drei Jahre später m u s s t e n wir kämpfen – für unsere Unterdrücker, und die Opfer waren nicht geringer. In den Augen der anderen Völker haben wir uns nicht verteidigt und damit freiwillig in die Sowjetunion eingegliedert.»

Meine tapfere Grosskusine aus Rujen, heute 77, hat Ende der vierziger Jahre mit drei Kindern in Australien eine neue Existenz aufgebaut. Im Neujahrsbrief 1981 schreibt sie: «Über Rujen informiert mich eine Ex-Anwältin, die 25 Jahre in Sibirien in den Salzminen gearbeitet hat, eine der wenigen, die zurückgekehrt sind.»

Czesław Miłosz spricht vom «dämonischen Walten der Geschichte». Er war Augenzeuge im polnisch-litauischen Raum. In seinem Buch «Verführtes Denken» erwähnt er den Brief einer baltischen Familie, die im März 1949 nach Sibirien deportiert wurde. «Die Familie bestand aus Mutter und zwei Töchtern. Der Brief beschrieb in knappen und trockenen Worten die Arbeit, die sie in einer Kolchose hinter dem Ural zu leisten hatten. Die

letzten Buchstaben der einzelnen Zeilen waren ein wenig stärker nachgezogen, und wenn man sie von oben nach unten las, ergaben sich die Worte *‚Sklaven auf immer'*.»

Hans Rychener

KARL ROHRBACH: PRAKTISCHE ENTWICKLUNGSHILFE IN TOGO

Am diesjährigen internationalen Management-Gespräch in St. Gallen wurden der katholische Theologe und Entwicklungshelfer Karl Rohrbach sowie der italienische Journalist Indro Montanelli für freiheitliche Leistungen in verschiedenen Berufen und Lebensbereichen mit dem Freiheitspreis der Max-Schmidheiny-Stiftung ausgezeichnet. Aus diesem Anlass sollen im folgenden der Aufbau und die (wenigstens vorläufige) Bewährung der Entwicklungsarbeit von Karl Rohrbach sowie das dahinterstehende Denken anhand von Eindrücken aus einem Gespräch mit ihm nachgezeichnet werden.

Der Mann

Karl Rohrbach wurde 1924 in St. Gallen als Sohn eines Gärtners geboren. Auf Wunsch seines Vaters absolvierte er nach durchlaufener Primar- und Sekundarschule die Verkehrsschule, um nachher für einige Jahre in den Stationsdienst der SBB einzutreten. Es habe ihn – so erzählt er – schon früh zur Theologie gezogen, und er habe jeweils in den Spätdiensten Latein und Griechisch gebüffelt. Mit 24 Jahren verliess er die SBB und besuchte ein Kollegium, das er zwei Jahre später mit der Maturität abschloss. Es folgten Studien in Freiburg und Mainz, und von 1954 an wirkte Rohrbach zuerst als Kaplan in Gossau, dann als Pfarrer in Heerbrugg.

Dann aber trieben ihn Zweifel an der eigenen Glaubwürdigkeit dazu, sein Leben nochmals von Grund auf zu ändern. Er lehrte zwei Jahre Soziologie und «Animation rurale» an der afrikanischen Kaderschule «Centre d'étude sociale de l'afrique occidentale» in Bobo-Doulasso (Obervolta) und gründete 1972 auf Bitten eines seiner togolesischen Schüler, Louis Abotsi, das Landwirtschaftszentrum «Centre de formation agricole et économique CFAE» in Agou Yibeo in Togo. An Weissen weilten ausser ihm lediglich – für zwei Jahre – ein Lastwagenmechaniker aus dem Rheintal sowie – für vier Jahre – sein Vater in diesem Ausbildungs- und Unterstützungszentrum.

Im Jahre 1978 trat er Louis Abotsi die aktive Leitung aus gesundheitlichen Gründen ab und übernahm für ein Jahr eine Pfarrei in Ebnat-Kappel. Seither verbringt er die Hälfte des Jahres in Togo, die andere Hälfte wirkt er als Vizepräsident des Verwaltungsrates in der Unternehmung eines befreundeten Rheintaler Maschinenfabrikanten beim Verkauf mit.

Die Art, wie Rohrbach seine Lebensgeschichte schildert, eine Lebensgeschichte, deren Abriss hier nur kurzer Raum gewährt werden konnte –, lässt schon einige Hauptzüge seiner Lebenseinstellung erkennen, die gerade

deshalb so fasziniert, weil sie so natürlich, so frei von jeglichem Fanatismus oder Dogma-Denken ist.

Sein Denken

Die Notwendigkeit der Leistung von Entwicklungshilfe begründet Rohrbach mit der Pflicht zur Wiedergutmachung wenigstens eines Teils der Schäden, die im Laufe der Zeit unterentwickelten Ländern zugefügt wurden. Togo beispielsweise war zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert Raubgebiet europäischer und arabischer Sklavenjäger. Es geht ihm also keineswegs darum, Mission oder gar Indoktrination im herkömmlichen Sinne zu betreiben – im Gegenteil: die Freiheit hat in seiner Philosophie einen grossen Stellenwert inne. Weder ein Gott, noch irgendeine Kirche habe das Recht zum Zwang; wenn eine Kirche dennoch Zwang ausübe, könne das in Schuld führen, meint er. Seiner Ansicht nach muss vielmehr jeder Gott dort begegnen, wo er ihm am besten erfahrbar ist, sei das nun durch die Teilnahme an Abendmahl und Gottesdienst, durch Meditation und Gebet, oder schliesslich durch die konkrete Gottesbegegnung mit Mitmenschen in deren Not und Hilfsbedürftigkeit. Ob und inwieweit der Mensch von diesem Angebot Gebrauch machen will, ist eine Ermessensfrage seiner persönlichen Freiheit. Indessen soll der Verzichtende die Konsequenzen zu tragen haben. Denn «zu sagen, man sei für Gott, ohne für den Menschen zu sein, das ist zu einfach». Rohrbach verhehlt nicht, dass er mit diesen für einen katholischen Theologen zumindest ungewöhnlichen Ansichten bei früheren Berufskollegen oft auf Widerspruch gestossen sei. Aber auch zu dieser Einstellung müsse man sich die Freiheit nehmen können, meint er.

Allerdings steht Rohrbach in Togo für seinen Glauben ein und hält wöchentlich Gottesdienste ab, die auf reges Interesse stossen. Von weit her kommen die Schwarzen, um ihm zuzuhören, wenn auch nicht aus ausschliesslich religiösem Interesse, sondern ebenso, weil ein Gottesdienst ein Ereignis darstellt in einer Gegend, die an Ereignissen nicht so reich ist wie die unsrige.

Rohrbach kümmert sich nicht darum, ob die Teilnehmer an seinen Gottesdiensten getauft seien. Einmal habe er sogar einige Moslems zu seinen Zuhörern gezählt. Von den Angehörigen des Stammes Evve, welcher das Gebiet Togos und einen Teil Ghanas besiedelt, gehören ungefähr zwei Drittel einer Ein-Gott-Religion animistischer Prägung an, welche den Menschen fördert, die Natur aber als feindlich ansieht und daher den Menschen auffordert, die Natur zu überwinden. Im weiteren gestattet diese Religion neben dem kollektiven Stammesbesitz durchaus den individuellen Besitz an den der Natur entrissenen Früchten – ein Umstand, um dessentwillen Rohrbach dem Kommunismus, so wie er bei uns verstanden wird, in dieser Gegend wenig Erfolgschancen einräumt. Der restliche Drittel des Evve-Stammes ist christlichen Religionen verpflichtet.

Langsames «Erwachen»

Rohrbach ist sich der philosophischen Problematik der Entwicklungshilfe durchaus bewusst, die darin be-

steht, dass sich jedes Entwicklungskonzept – auch dasjenige der Deckung der Grundbedürfnisse, welches heute für ärmste Entwicklungsländer überwiegend vertreten wird – an Werten orientiert, die im Westen entwickelt wurden und keineswegs universale Gültigkeit besitzen. Nicht einmal das Gebot «Du sollst nicht töten!» ist angesichts der Tatsache, dass in bestimmten Teilen der Erde noch Menschenopfer vorkommen, allgemein verankert. Rohrbach weist darauf hin, dass dieses christliche Gebot beispielsweise zwischen gemeinem Mord und kulturell sowie lokalethisch gestütztem Menschenopfer nicht zu unterscheiden vermöge. Er meint denn auch, dass Entwicklungshilfe, welche lokale menschliche Werte zerstöre, verboten werden müsste. Entsprechend dieser Grundhaltung lebte er zuerst drei Monate bei Leuten des Evve-Stammes, um deren wirkliche, eigene Bedürfnisse herauszuspüren. Dabei sei ihm das von unserem verschiedene, naturhaftere Wesen dieser Leute voll bewusst geworden, indem sie ihn in diesen drei Monaten weder über seine Herkunft, noch über seine Zukunftspläne befragt hätten. Auf seine Frage bezüglich dieses fehlenden Interesses hin, habe ihm ein alter Häuptling erklärt: «Du bist ein anständiger Mann – und das genügt uns.» Diese Einstellung weist deutlich darauf hin, dass dort der Mensch als solcher beurteilt wird, dass diese Einheimischen eher dem «Sein» als dem «Haben» verpflichtet sind.

Rohrbach ist allerdings Realist genug, um der Versuchung zu entsagen, eine Rückkehr in diese Daseinsform im Sinne eines «retour à la nature» zu propagieren. «Jeder weisse Besucher in einem Dorf hinterlässt einen weissen Flecken.» Es könne lediglich darum gehen, den Prozess des Erwachens, gewissermassen des Austritts aus der Unmündigkeit, welche in der fatalistischen Lebenseinstellung zum Ausdruck kommt, möglichst zu verlangsamen. Damit sagt Rohrbach derjenigen Richtung moderner Entwicklungsideologie eindeutig ab, welche unter Entwicklung schnellstmögliche Befreiung – und damit die Schaffung grösstmöglicher Unzufriedenheit – versteht.

Fehldispositionen

Gerade in dieser Hinsicht leisten denn auch manche offizielle Entwicklungshilfeprojekte einen schlechten Dienst. Rohrbach erwähnt das Beispiel, wonach in Alphabetisierungskampagnen ehemaliger französischer Kolonien mit aus Frankreich importierten Lehrmitteln, deren Texte natürlicherweise die Bedürfnisse französischer Kinder widerspiegeln, gearbeitet wird. Weiter weist er auf ein Weltbankprojekt in Togo hin, in dessen Rahmen eine Strasse mit Hilfe modernster eingeflogener Maschinen gebaut wurde, ohne auch nur einen einzigen togolesischen Tagelöhner zu beschäftigen. Natürlich habe so der Bau lediglich ein Jahr gedauert, aber wer 600 Jahre warten kann, wird wohl auch noch ein Jahr länger warten können, meint er.

Abgesehen von solchen unüberlegten Fehlleistungen westlicher Entwicklungshilfe sind es vor allem die Unterschiede zwischen schwarzen Eliten und schwarzer Basis, deren enormes Ausmass die Wirkung der wenigen anwesenden Weissen in den Hintergrund drängt. So bewirtschaften togolesische

Minister grosse Farmen mit modernen Traktoren, bei deren Anblick sogar in solchen Schwarzen Neidgefühle aufkommen, die ursprünglich dem Fatalismus zuneigten. Denn der Fatalismus beginnt zu weichen, sobald etwas als machbar erkannt wird. Rohrbach berichtet beispielsweise von der Attraktion, welche die Schule bei den Kindern geniesst, sobald einmal die Möglichkeit des Schulbesuchs gegeben ist. Auf der anderen Seite überwiegen etwa im Gesundheitswesen weiterhin eindeutig fatalistische Züge, weil (noch) keine Hoffnungen für die Heilung einiger schwerer Krankheiten gehegt werden.

Die Entwicklungsphilosophie Rohrbachs liesse sich also dahingehend zusammenfassen, dass er versucht, möglichst gemächlich Möglichkeiten aufzuzeigen, welche das Überleben erleichtern können, dabei aber in langen Gesprächen mit den Einheimischen mithilft, deren Fortschritt auch geistig zu verarbeiten. Damit soll die Gefahr verringert werden, dass die dadurch geweckten Bedürfnisse schneller wachsen als die gegebenen Möglichkeiten.

Sein Wirken

Das Centre de formation agricole et économique CFAE, das Werk, in dem Rohrbach sein Denken zu verwirklichen sucht, ist primär ein Ausbildungszentrum für togolesische Landwirte. Auf einem Gebiet von 3500 ha Savannenland, das ihm die Regierung Togos zur Verfügung stellte, und mit Hilfe von Spendengeldern begann er 1972 zusammen mit seinem ehemaligen schwarzen Schüler Louis Abotsi Bauern, die sich freiwillig meldeten, in einem mehrmonatigen Kurs auszubilden. Im Vordergrund stand dabei die praktische Landwirtschaft. Mit einfachsten Techniken und Kniffs, die sie den Bauern vermitteln, helfen sie ihnen, die Erträge des Bodens zu steigern. Daneben werden aber auch «Fächer» wie Familienangelegenheiten oder der Umgang mit Geld behandelt. Rohrbach achtet dabei vor allem auf angepasste Ausbildungsmethoden. Die wichtigsten sind das persönliche Beispiel, das Vormachen – Rohrbach hat sich in einem Fernstudium Kenntnisse über Tropenlandwirtschaft angeeignet – sowie das lange Gespräch, das Palaver, wie er es nennt. Als Hilfsmittel dienen lediglich Zeichnungen, keine Bücher. Man müsse sich immer die kulturellen Gegebenheiten vor Augen halten, um die Bauern durch die neu erworbenen Kenntnisse nicht zu überfordern. Deutlich tritt dies etwa im Umgang mit dem Geld zutage. Denn die Geldwirtschaft steht in Agou Yibeo gegenwärtig etwa gleichrangig neben der Tauschwirtschaft und der Verwendung von Muschelgeld. Geld im Sinne von Geldkapital ist unbekannt. Da aber ein Teil der Erträge des CFAE verkauft wird – die Selbstversorgung ist bereits gewährleistet – und die erzielten Gelderlöse für Investitionen gespart werden sollen, musste Rohrbach erst den Unterschied zwischen Geld als Tauschmittel und Geld als Wertaufbewahrungsmittel erklären, und dabei verhindern, dass die bestehende Tauschwirtschaft von der Geldwirtschaft gänzlich verdrängt wird. Denn bei Tauschwirtschaft kann jeder Bauer Zahlungsmittel produzieren, während er bei Geldwirtschaft von einem Geldproduzenten abhängig wäre.

Im weiteren soll auch die vollstän-

dige Spezialisierung des Dorfes verhindert werden. Gegenwärtig gibt es zwar äusserst geschickte Handwerker, Schmiede und Schreiner. Die Aufträge reichen jedoch für eine Spezialisierung nicht aus, weshalb jeder Handwerker gleichzeitig auch Bauer sein muss. Deshalb dürfen auch die zehn festangestellten schwarzen Kader des CFAE – es handelt sich dabei um zwei Mechaniker, drei Traktorführer, ein Buchhalter, drei Animateurs (Vorarbeiter) und ein Magaziner, die alle aus derselben Region stammen und ebenfalls von Rohrbach und Abotsi ausgebildet wurden – nicht allein von diesem Lohn leben, sondern müssen ebenfalls bauern. Sogar der jetzige Direktor Abotsi muss ein Feld selbst bearbeiten.

Diejenigen Bauern, die den Kurs erfolgreich bestanden haben, erhalten 1 ha Land, das nötige Saatgut und zweijährige Unterstützung durch das CFAE, insbesondere in Form von Traktoreinsätzen. Nach Ablauf dieser Frist müssen sämtliche Leistungen des Zentrums bezahlt werden. Ein Teil des Landes wird so in Eigenverantwortung bewirtschaftet, ein weiterer genossenschaftlich bearbeitet. Angepflanzt werden Baumwolle, Mais und Reis. Für die Zukunft sind Kaffee-, Kakao- und Palmölplantagen geplant. Die Investitionen des CFAE sollen bis in wenigen Jahren voll durch die Erlöse aus dem Verkauf von Agrarprodukten, die in einer eigens gegründeten Sparkasse stillgelegt werden, finanziert werden, so dass das CFAE selbsttragend wird. Inzwischen werden die Defizite noch durch Spenden schweizerischer privater Kreise, protestantischer und katholischer Kirchgemeinden und schweizerischer sowie deutscher Entwicklungshilfeorganisationen, die in den vergangenen acht Jahren insgesamt 3,2 Mio Franken erreichten, gedeckt.

Sozialbilanz

Ein weiterer Tätigkeitsbereich des CFAE, der auch weiterhin mit Spenden aufrechterhalten werden soll, wird mit dem Titel Sozialbilanz überschrieben und umfasst humanitäre Hilfeleistungen. So konnte eine Wasserversorgung und eine kleine medizinische Notfallstation gebaut werden. Ein zentrumseigener Jeep führt kostenlos Patiententransporte durch. Schliesslich errichteten Bauern unter der Anleitung von Rohrbach eine Schule. Bei allen diesen Leistungen wird allerdings darauf geachtet, dass die Bedürfnisse der Schwarzen massgeblich berücksichtigt werden. Er rede niemandem einen Brunnen auf, wenn die Frauen des Dorfes es vorzögen, jeden Morgen zehn Kilometer weit zum nächsten Fluss zu gehen, um dabei die Kommunikationsbedürfnisse des Dorfes zu befriedigen, meinte Rohrbach.

Eine gewisse Inkonsequenz in der Verwirklichung einer angepassten Entwicklungshilfe gesteht er allerdings ein, wenn er auf den vergleichsweise modernen Maschinenpark des CFAE hinweist. Zwar erzeugt diese Technologie in der Tat eine gewisse Abhängigkeit vom Ausland; indessen ist es gegenwärtig die einzige Möglichkeit, den harten Savannenboden zu bearbeiten. Zudem sind die Evve-Leute äusserst geschickt in technischen Dingen, so dass seiner Meinung nach kaum kulturelle Schocks in dieser Beziehung zu befürchten sind.

Rohrbach erzählt über den Misserfolg eines Projektes der sogenannten «ange-

passten» Technologie in Togo, das allerdings auf einem mitteleuropäischen Schreibtisch ausgearbeitet wurde. Es ging darum, Ochsen als Zugtiere zu züchten, um die Traktoren zu ersetzen. Dabei wurden allerdings die Tatsachen nicht berücksichtigt, dass zum einen das Klima für Ochsen ungeeignet ist, zum anderen die Kraft der Ochsen für die Bearbeitung des harten Bodens nicht ausreicht und schliesslich, dass die Angehörigen des Evve-Stammes die Zusammenarbeit mit einem Tier aus religiösen Gründen als entwürdigend ansehen.

Was die Kontinuität des CFAE angeht, so zeigt sich Rohrbach überzeugt davon, dass Abotsi seine Arbeit fortsetzen könne. Er selbst hat sich 17 Kilometer vom CFAE entfernt ein Haus eingerichtet, so dass er während seiner Auftenhalte in Togo zwar im Notfall beratend einspringen kann, nicht aber wegen jeder Bagatelle in Anspruch genommen wird. Bis jetzt haben über 160 Bauern die Kurse des CFAE absolviert, indirekt strahlt es jedoch auf die ganze Region mit 15 000 Einwohnern aus. Bereits kamen Schwarze aus Entfernungen von bis zu 500 Kilometern zu Rohrbach, um ihn zu bitten, in ihrer Region ein ähnliches Zentrum zu errichten. Er möchte jedoch zuerst die finanzielle Selbständigkeit des Zentrums gewährleistet haben, bevor er an die Errichtung von «Filialen» denkt. Im weiteren ist die Übertragbarkeit des Modells auch durch seine Anpassung an die Stammesgewohnheiten limitiert. Denn der Evve-Stamm zeichnet sich vor anderen Stämmen Afrikas durch grossen Fleiss und technisches Geschick aus.

Aus der Begegnung mit Karl Rohrbach wird jedenfalls einmal mehr deutlich, dass heute nicht Geld den eigentlichen Engpassfaktor in der Entwicklungshilfe darstellt, sondern die Existenz solcher Persönlichkeiten, die Entwicklungsphilosophie mit praktischer Befähigung in sich vereinen.

Peter A. Wuffli

UNZULÄSSIGE VERGLEICHE

Günter Grass brauchte in Ost-Berlin auf dem Schriftstellertreffen einen Vergleich. Er verurteilte die Amerikaner wegen Vietnam und Nicaragua, die Sowjets wegen Afghanistan und Polen. Sozusagen: was dem einen recht, ist dem anderen billig.

Der Vergleich ist aber unzulässig, stellt die Dinge auf den Kopf. Nach der prinzipientreuen ideologischen Konfrontation des Kalten Krieges hatte man sich gesagt: Wir müssen mit den Sowjets leben und zusammenarbeiten, ob uns ihr Regime gefällt oder nicht. Zu diesem Zweck übernahm man die Formel von den Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnung. Man wollte pragmatische Politik treiben. Das war richtig, führte aber zum Gegenteil dessen, was gemeint war, nämlich zur Gleichstellung grundverschiedener Systeme, indem man

nunmehr beide als gleich schlimm bezeichnet, beiden gleichermassen «Arroganz der Macht» vorwirft.

Nun trifft gewiss zu, dass uns manche – hauptsächlich für den inneren Gebrauch bestimmte – Äusserungen amerikanischer Politiker nicht gefallen. Doch von den USA haben wir, hat die Welt nichts zu fürchten. Von 1945 an hatten die Vereinigten Staaten zunächst das Monopol der Atombombe. Sie haben es nicht benutzt. Ihre Macht war praktisch unbeschränkt, sie hätten die Sowjetunion beliebig zurückdrängen und demütigen können. Sie haben es nicht getan. Die Sowjets hingegen haben jede Gelegenheit benutzt, ihren Vorteil wahrzunehmen. Trotz der Wohlverhaltensabrede von 1972 zwischen Nixon und Breschnjew, trotz amerikanischer Rüstungsbeschränkung unter Nixon, Ford und Carter sind die Sowjets direkt oder indirekt vorgedrungen: in Angola und Nordjemen, in Äthiopien und Afghanistan und haben überdies ihre Rüstungsanstrengung gesteigert. All das wird vergessen, wenn von Gleichstellung gesprochen wird.

Zum Vergleich selbst. Die USA sind allmählich und wider Willen in den vietnamesischen Revolutionskrieg hineingeglitten, dessen Beendigung ihre eigenen Bürger erzwungen haben. Hat man aber je erfahren, dass Sowjetbürger gegen den Afghanistan-Einmarsch protestiert oder demonstriert, dass sie den Rückzug der sowjetischen Streitkräfte gefordert oder gar bewirkt hätten?

Was Nicaragua und Salvador anlangt, so wollte Washington unter dem eben gewählten Präsidenten Reagan diese Länder als Testfall der Abwehr kubanischer und sowjetischer Infiltration benutzen. Sie taten es schliesslich nicht. Eine amerikanische Breschnjew-Doktrin, in deren Namen Einmärsche als erlaubt gelten, gibt es nicht.

Man wendet ein: die Sowjetunion ist eben ein diktatorisch regiertes Land, da herrschen andere Verhältnisse, da sind Proteste oder Demonstrationen gegen die Politik der Regierung nicht möglich. Sehr wahr. Da liegt eben der Hund begraben. Diesen Unterschied soll man nicht verschweigen. Die Sowjetunion ist ein Regime, das Freiheit nicht dulden kann und das Revolutionen bei den Verbündeten blutig niederschlägt – DDR 1953, Ungarn 1956, CSSR 1968 – oder niederschlagen lässt – jetzt Polen. Revolutionen andernorts werden hingegen als Befreiungsbewegungen im Namen des proletarischen Internationalismus und des auch in Entspannungszeiten fortdauernden ideologischen Klassenkampfes unterstützt.

Wir müssen mit der Sowjetunion leben, wir brauchen deshalb Entspannung. Wir sollen aber die Unterschiede nicht mit unzulässigen Vergleichen überkleistern. Grossmacht ist nicht gleich Grossmacht. Die eine ist eine expansive Diktatur, auch wenn sie sich vorsichtig verhält, die andere ist eine freiheitliche Demokratie, auch wenn sie Fehler begeht.

Peter Coulmas

LESEN ODER UNTERGEHEN

Der Titel ist entlehnt – und erst noch leicht verändert. Er steht als fettgedruckte Maxime in der zweitjüngsten Veröffentlichung des Club of Rome und lautet im Original «Lernen oder untergehen». Da wir aber weitgehend *lesend* uns informieren und lernen, scheint mir meine Neuformulierung vertretbar.

Zwar ist im Lauf unseres alphabetischen Zeitalters viel gegen das Lesen gesagt und geschrieben worden: die Lektüre deformiere das eigene, selbständige Denken, sie verfälsche unseren eigenen Erfahrungsschatz, der Leser denke mit einem fremden Kopf statt mit dem eigenen. Doch diese Einwände sind alle falsch – *vorausgesetzt, man liest richtig.*

Aber was ist hier richtig und was ist falsch? Mein Beruf und die Notwendigkeit der éducation permanente haben mich zum Vielleser gemacht. Aus jahrzehntelanger Lektüreerfahrung heraus versuche ich hier, einige Leseregeln aufzustellen. Eine der wichtigsten lautet: man vergesse nie, *warum* man jeweils gerade liest. Dann nämlich wird man auch stets darauf achten, *wie* man liest. Und eben das heisst «richtig lesen»: so, wie es dem Zweck und dem Text entspricht.

Wir können Zeitungen, Zeitschriften, Bücher lesen, um uns die Zeit zu vertreiben oder um unser Wissen à jour zu halten und zu mehren. Wir können lesen, um uns mit den Lehren und dem Leben massgebender Menschen vertraut zu machen und mit ihnen einen stillen Dialog zu führen. Wir lesen, um uns bezaubern zu lassen von der Phantasie und der Sprachkunst des Dichters. Wir betrachten Zeitschriften und Bücher, um uns an den Werken bildender Kunst zu erfreuen.

Aktiv oder passiv lesen?

Wie es mancherlei Gründe zum Lesen und vielerlei Lesestoff gibt, so gibt es auch unterschiedliche Arten des Lesens. Wir können uns rein *rezeptiv* verhalten, *passiv konsumieren* oder uns bei der Lektüre eines Zeitungsartikels oder Buches *produktiv verhalten,* das Gelesene *werten, vergleichen, durchdenken, ordnen;* es fallen uns Analogien ein, wir finden *Zusammenhänge* mit bereits vorhandenem Wissen. Wir lesen *kreativ.*

Unterricht im passiven Lesen braucht man niemandem zu geben. Doch das aktive Lesen, das auf Belehrung und bleibenden Gewinn zielt, das will geübt sein, weil es kein stures Schema kennt. Bei jedem Bedürfnis, bei jeder Gelegenheit sieht die rationelle Form des Lesens wieder anders aus. Während der eine nur wissen will, *was* der Autor zu sagen hat, achtet der andere auch auf das *Wie,* auf die Darbietung des Stoffes, also auf die Sprache, den Wortschatz, den Stil, weil er lesend seine eigene Ausdrucksfähigkeit verbessern, seinen Sprachstil ausfeilen möchte, um selbst noch treffender, anschaulicher und überzeugender zu schreiben. Er wird dann langsam und aufmerksam lesen, während jener schnell liest, um ein Maximum von Nachrichten und Informationen in einem Minimum an Zeit aufzunehmen.

Aktives Lesen tritt also in unterschiedlichen Formen auf. Anders gesagt: Aktives Lesen besteht nicht zuletzt darin, die eigene Lesegeschwindigkeit dem jeweiligen Zweck der Lektüre anzupassen. Wer Wort für Wort und Zeile für Zeile studiert, liest *statarisch;* im Unterschied zu ihm liest *kursorisch,* wer den Text rasch, gleitend, pausenlos durchgeht. Er liest diagonal oder, wenn er die Schnelllesetechniken kennt, vertikal, nach einer Methode, die wir nicht in jedem Fall empfehlen können, weil sie leicht zu nervösem, hastigem Lesen verleitet.

Lesen heisst sammeln

Allen aber, die zu ihrer Weiterbildung lesen und von der Lektüre eine Erweiterung ihres Erkenntnishorizontes erwarten, möchte ich zuerst einige Hilfsmittel und Techniken des Lesens in Erinnerung rufen. Manches mag recht äusserlich erscheinen. Aber, so meine ich, alles ist recht, wenn es uns nur zum aktiven, produktiven Lesen zwingt. Und dazu allein sollen die folgenden Vorschläge dienen.

Der produktive Leser nimmt einen Bleistift zur Hand. Er benützt ihn, um zu unterstreichen und die wichtigsten Begriffe und Schlüsselworte und -sätze hervorzuheben, um Kernsätze oder Satzteile einzurahmen, um zum selben Zweck am Seitenrand Textstellen mit Zeichen zu markieren, wobei sich der Leser ein eigenes System von Kürzeln und Symbolen zurechtlegt, um auf dem weissen Vorsatzblatt und dem Hintersatzblatt ein auf seine Bedürfnisse ausgerichtetes Inhaltsverzeichnis anzulegen. Er bringt über und unter dem Text Bemerkungen an, die das Gelesene mit bereits vorhandenem Wissen verbinden oder der Meinung des Autors die eigene stichwortartig entgegensetzen und Ideen und Vorstellungen noch weiterführen, also Neuschöpfungen entwickeln. Er wird auch gelegentlich das Gelesene graphisch darstellen und dadurch anschaulicher machen.

Hier wird deutlich: Lesen hat etwas zu tun mit Auflesen, Sammeln, Zusammenfassen, Wählen. Wir lesen etwas auf, das zerstreut herumliegt.

Zeitungsartikel, auf die wir eines Tages zurückgreifen möchten, schneiden wir aus und bewahren sie in einem Zeigebuch auf oder noch besser, in einer nach Themen geordneten Wissensregistratur. Ausschneiden geht nicht immer, zum Beispiel bei *Zeitschriften,* die einem nicht gehören. Fotokopieren leistet denselben Dienst. Was wir einmal gefunden haben, geht nicht wieder verloren. Der Wissensschatz bleibt verfügbar bis zu jenem unbekannten Moment, da wir ihn nötig haben. Es wäre wirklich zu schade, in dem Augenblick allein auf das Gedächtnis mit all seinen Lücken und Unschärfen angewiesen zu sein.

Der Leser bemerkt: wir rufen hier auf zum *Durcharbeiten* von Büchern und wertvollen Zeitungs- und Zeitschriftenaufsätzen. Das will aber beileibe nicht heissen, dass man sich zwingen soll, weiterzulesen, wenn man einen Stoff – und sei es auch nur subjektiv – als nutz- und wertlos empfindet. Es will auch nicht heissen, dass man Zeile für Zeile aufmerksam lesen muss, wenn der Autor sich zu häufig wiederholt, wenn er weitschweifig wird und – wie es in

der Informationstheorie heisst – eine zu grosse Redundanz, einen Überschuss an Wörtern und Sätzen produziert.

Andererseits sollen wir vor der Lektüre nicht zurückschrecken, wenn sie uns auf Anhieb zu schwierig erscheint. Mit der nötigen Lernbereitschaft und der erforderlichen Ausdauer kann jeder jeden Zeitungsartikel und jedes Buch verstehen, wenn ihn der Stoff wirklich etwas angeht und er den Ehrgeiz hat, ihn sich einzuverleiben.

Ich habe weiter oben absichtlich das Fremdwort «Redundanz» in den Text geschmuggelt; es gibt mir Gelegenheit zu einer weiteren Empfehlung: schaffen sie sich ein neues einbändiges *Handlexikon* an, um mit der heutigen Flut wissenschaftlicher und technischer Fachwörter besser fertig zu werden und ein für allemal zu wissen, was gemeint ist mit Kybernetik und Feedback, mit Sensorik und Atorik und, und ... Auch kurze ethymologische Seitensprünge können aufschlussreich sein: Archie = Herrschaft; Oligarchie = Herrschaft der Wenigen; Hierarchie = Rangordnung; Anarchie = ohne Herrschaft. («Schön aber unpraktisch» nennt Ralf Dahrendorf die letztgenannte, heute von den «Unzufriedenen» gerühmte Gesellschaftsform!)

Schnellesetechnik

Sie ist Pflichtfach an den amerikanischen Universitäten. Sie will den Studenten instand setzen, dereinst seine tägliche Pflichtlektüre leichter zu bewältigen, indem sie ihn dazu erzieht, seine Zeit nicht zu vergeuden an unwichtige Füllwörter und redundante Textstellen, sondern sich zu konzentrieren auf die bedeutsame Information.

Dabei geht die Schnellesetechnik davon aus, dass es möglich ist, etwa fünf Wörter auf einen Blick zu erfassen, was bedeutet, dass Buchzeilen von Geübten mit zwei Blicken aufgenommen werden. Selbst Schreibmaschinenzeilen von 18 cm Breite – was eigentlich schon zuviel ist – sollen nach einigem Training in *kurzer Fixationszeit mit zwei Blicken* erfasst werden. Das Auge schweift nun nicht mehr unruhig umher, sondern bewegt sich ruhig und rhythmisch, und die Lesekapazität steigt.

Zeitungen und Zeitschriften bieten den Vorteil schmaler Spalten. Das Auge wird Zeile für Zeile senkrecht abwärts geführt, wobei wir die Blickspanne über drei Zeilen ausnützen können. Das ist zeitsparend, denn das Lesetempo ist eine Funktion der Zahl der Fixationen und der Fixationszeit.

Das «Geheimnis» der Schnellesetechnik ist eine ganz einfache Einsicht. Wir haben lesen gelernt über das Buchstabieren und Sprechen, und deshalb sprechen wir beim Lesen immer noch innerlich mit – wie in der Primarschule, nur lautlos. Wir lassen unser Lesetempo vom Sprechtempo bestimmen. Das muss nicht sein.

Der schnelle Leser liest bewusst flächig. Er nimmt, wenn es ihm nur um den Informationsgehalt geht, bloss einzelne Wörter auf und setzt daraus die Botschaft zusammen. Er liest also im Telegrammstil, und er liest nur mit den Augen und schaltet das Sprechen aus, denn die direkte Verbindung Auge–Gehirn ist allemal kürzer.

Natürlich wird niemand einen anspruchsvollen Text, mit dem er sich wirklich auseinandersetzen will, in Schnellesetechnik und dann noch in einem Zug durchlesen. Er blendet *Denkzeiten* ein, um das Gelesene zu überlegen, sich seine eigene Meinung dazu zu machen, es mit seinen Erfahrungen zu vergleichen. Er liest meditierend. Mit schöpferischen Pausen.

Wer ist der Autor?

Wenn mir jemand etwas mitteilt, was mich überrascht, mir im ersten Augenblick unglaubwürdig vorkommt und sich dabei beruft «auf *die* Zeitung», so kann er mich schwerlich überzeugen. In *welcher* Zeitung stand es? Wer ist der Autor? In welchem Lager steht er? Woher bezieht er sein Wissen, seine Erfahrung? Wenn der Zeitungsartikel nicht mit vollem Namen signiert, sondern nur mit einigen Buchstaben gekennzeichnet ist, so finden wir den vollen Namen im Impressum. Bücher geben fast immer auf dem *Schutzumschlag* detaillierte Auskunft über den Verfasser. Man lese sie. Man lese auf dem Schutzumschlag auch die kurzen Hinweise auf den Buchinhalt, man lese das Vorwort, weil das alles uns sogleich auf die richtige Fährte setzt.

Soll das Gelesene nicht Bücherweisheit bleiben, so muss der Arbeit des Autors die des Lesers folgen. Und spätestens hier taucht für den Vielbeschäftigten das Zeitproblem auf: *was* soll ich lesen? Was kann ich weglassen? Nichtlesen ist eine legitime Notwehr. Die Auswahl des Lesestoffes darf aber nicht dem Zufall überlassen werden. Sie verlangt offene Augen und Ohren.

In Zeitungen und Zeitschriften werden auf den Inseratenseiten Bücher angeboten und im Textteil besprochen. Autoren werden uns vorgestellt und kommen selbst zu Wort. Und dann die Schaufenster unserer Buchhandlungen: die gezeigten Titel, literarische Werke und Sachbücher, spiegeln die Grosswetterlage, das Klima, in dem wir leben, während Zeitungen und Zeitschriften die augenblicklichen Strömungen anzeigen. Seitdem die Sumerer im 4. Jahrtausend v. Chr. das Alphabet ersannen, ist das geschriebene Wort Wegweiser in Vergangenheit und Zukunft – und Lesen eine Entdeckungsreise.

Adolf Wirz